

Illustriertes Unterhaltungs Blatt

Gratisbeilage zur „Heissenheimer Zeitung“.

Prinzeßchen.

Novelle von Reinhold Ortman.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Wohl, so will ich mich deutlicher ausdrücken. Fräulein Bredow ist fast noch ein Kind, und sie ist nicht nur sehr hübsch, sondern die Natur hat ihr auch noch manches andere gegeben, was die Sinne der Männer in Flammen setzen und ihr dadurch verhängnisvoll werden kann. Ich glaube ihr, daß sie mir mit allem, was sie mir von ihrem bisherigen Leben erzählte, die Wahrheit gesagt hat, und ich will auch glauben, daß sie nicht in das Haus zurückkehren kann, aus dem sie gestern wie ein geheftetes Wild entflohen ist. Aber sie ist hier im Getriebe der Großstadt vielleicht noch weniger am rechten Ort, als in jenem Hause. Und wer sich nun zum Güter ihres Schicksals macht, der übernimmt damit eine sehr schwere Verantwortung. Ein junger Mann von Ihrer geringen Lebenserfahrung ist dazu sicherlich nicht die geeignete Persönlichkeit.“ — „Und warum sollte ich es nicht sein?“ fragte Diethelm lächelnd. „Sollten Sie meine Erfahrung nicht doch ein wenig unterschätzen?“ — „Nein. Ihr Verhalten am gestrigen Abend ist mir Beweis genug, daß Sie niemals der Berater und Lenker, sondern immer nur der willenlose Spielball dieses schönen Mädchens sein würden. Und aus einem solchen Verhältnis könnte nur Unheil erwachsen — Unheil für Sie selbst wie für das Mädchen.“

„Angenommen, daß Sie recht hätten — was sollte denn nun Ihrer Meinung nach geschehen?“

„Ueberlassen Sie sie einstweilen meiner Fürsorge. Ich

nehme Interesse an dem Mädchen — oder sagen wir getrost: ich habe eine gewisse Zuneigung für sie gefaßt. Und sie braucht sich deshalb um ein Obdach und um das tägliche Brot vorläufig keine Sorge zu machen. Damit entfällt für Sie jede Notwendigkeit, sie mit Geld zu unterstützen, und gerade das ist es, was ich vermieden sehen will, wenn ich ihr auch weiter meinen Beistand angebreiten lassen soll. Das Leben einer Müßiggängerin aber darf sie natürlich nicht führen. Und wie es scheint, hat sie ja auch die ernstesten Vorsätze, sich durch rechtschaffene Arbeit

vornwärts zu bringen. Sie ist jetzt auf dem Wege, sich eine Stellung oder Beschäftigung zu suchen, und ich erwarte von Ihrer Ehrenhaftigkeit, daß Sie keinen Versuch machen, sie an der Ausführung ihrer guten Absichten zu hindern.“ — „Das klingt beinahe, als ob Sie mir überhaupt verbieten wollten, sie wiederzusehen.“ — „Wahrscheinlich wäre das auch bei weitem das Beste, aber so weit reichen meine Befugnisse leider nicht. Und wenn Sie jederzeit der Rücksichten eingedenk bleiben wollen, die Sie der äußeren und inneren Schutzlosigkeit dieses blutjungen Geschöpfes schuldig sind, hat es ja auch



Totengebenkfeier in Feindesland.

vielleicht keine Gefahr. Sollte ich jemals wahrnehmen, daß Sie diese Rücksichten außer acht lassen, so würde ich auf der Stelle meine Hand von dem Mädchen zurückziehen und Ihnen alle Verantwortung für die Folgen überlassen.“

Die sehr entschiedene und gebieterische Art des alten Fräuleins war nicht eben nach Diethelms Geschmack. Aber er

fühlte, daß er nicht das Recht habe, seinen Schützling des unter den gegenwärtigen Umständen so wertvollen weiblichen Beistandes zu berauben, und so fügte er sich denn vor der Hand den ihm gestellten Bedingungen.

„Ein wenig wird es ja bei alledem auch auf die Wünsche des Fräulein Bredow ankommen,“ wagte er nur einzutenden. „Sie wird sich vielleicht nicht so ohne weiteres unter eine neue Vormundschaft stellen lassen.“

„Es fällt mir nicht ein, sie zu bevormunden. Sie wird mein Haus verlassen können, wann es ihr gefällt. Aber so lange sie sich unter meinem Dache befindet, wird sie sich allerdings meinen Anschauungen von Schicklichkeit und guter Sitte fügen müssen.“

„Das heißt?“

„Das heißt, sie wird keinen Herrenbesuch anders als in meiner Gegenwart empfangen. Daß Sie mir jederzeit willkommen sind, ist Ihnen ja bekannt, Herr Doktor!“

Er stand auf und nahm seinen Hut. Gerade weil er fühlte, daß sie recht hatte, und daß sie aufrichtig das Beste des Mädchens wollte, fiel es ihm schwer, seine verdrießliche Enttäuschung zu verbergen.

„Sie werden mir also großmütig gestatten, mich heute abend nach dem Ergebnis von Fräulein Bredows Bemühungen zu erkundigen?“

„Es soll mich freuen, wenn Sie eine Tasse Tee mit uns nehmen.“

Damit ging er, nicht sehr befriedigt von den Eindrücken seines Besuches, obwohl er sich ihrer im Interesse seines Schützlings ja eigentlich hätte freuen sollen. Und er hatte seit langem nicht so zerstreut und unlustig gearbeitet wie an diesem Tage, der sich ihm schier ins Unendliche zu dehnen schien.

Martha saß über die Zeitung gebeugt unter der Hängelampe am Tische, als Rudolf Diethelm am Abend Fräulein Rudloffs Wohnzimmer wieder betrat. Der Eifer, mit dem sie die Stellenanzeigen studierte, prägte sich deutlich in ihren Zügen aus und machte ihr kindliches Gesicht ganz ernsthaft. Als sie aber beim Klang seines Schrittes den Kopf erhob und ihn erkannte, ging ein freundiges Aufleuchten über ihr Antlitz und sie war so reizend, daß es dem jungen Schriftsteller heiß aus dem Herzen emporstieg. Rasch stand sie auf und ging ihm entgegen, so herzlich und unbefangen, daß er sich zu seiner Freude überzeugt hielt, Fräulein Rudloff sei wenigstens rücksichtsvoll genug gewesen, nicht auch sie durch ihre allzu ängstlichen moralischen Bedenkllichkeiten in Verwirrung zu setzen.



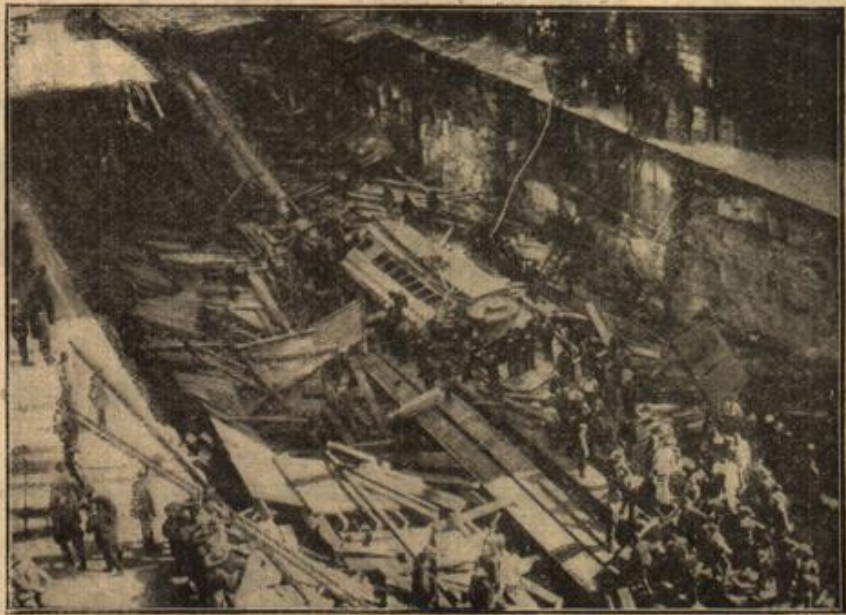
Kirchenglocken, welche die russischen Truppen bei ihrem Rückzuge mitnahmen und die sich jetzt in Moskau befinden. Außer Kirchenglocken nahmen die Russen noch sämtliche Bronzefiguren mit, damit die nachfolgenden Deutschen kein Bronzemetall vorfinden sollten.

„Wie gut, daß Sie endlich kommen! Ich glaubte schon, Sie wollten sich gar nicht mehr um mich kümmern.“

„Das haben Sie wohl nicht im Ernst für möglich gehalten. Ich war schon am Mittag da, aber ich fand Sie nicht zu Haus.“

Ihre Miene wurde mit einem Male wieder ernst.

„Ach ja!“ sagte sie mit einem tiefen Seufzer. „Ich bin durch die ganze Stadt gefahren und gelaufen und habe mich an wenigstens awanaja Stellen gemeldet. Aber es war alles



Von der Untergrundbahnkatastrophe in New-York: Das eingestürzte Tunnelstück. Beim Bau eines neuen Tunnels für die New-Yorker Untergrundbahn hat sich vor kurzem ein schweres Einsturzungsunglück zugetragen, das viele Opfer an Toten und Verletzten forderte. Der Einsturz geschah, als sich gerade die Theater leerten. Die ganze Straße brach in der Mitte ein und die Bürgersteige senkten sich.

unsonst. Mit meiner geringen Vorbildung konnte man mich nirgends gebrauchen.“

In diesem Augenblick trat die Pensionatsinhaberin, die es mit ihrem Vorgesatz, die jungen Leute nicht allein zu lassen, offenbar sehr ernst nahm, ins Zimmer. Sie sah Marthas ernste, niedergeschlagene Miene und war über diese Veranlassung nicht im Zweifel.

„Lassen Sie nur nicht gleich den Mut sinken, liebes Kind! Aller Anfang ist schwer, und Sie mußten von vornherein darauf gefaßt sein, einem großen Wettbewerb zu begegnen.“

Diethelm begriff nicht, wie es möglich war, daß man sie auch nur an einer einzigen Stelle hatte abweisen können.

„Mußte sich denn nicht jeder glücklich schätzen, dieses holde Wesen täglich stundenlang in seiner Nähe zu haben? Und wenn er auch nicht das als Grund anführte, so konnte er sich doch nicht enthalten, seinem Besremden Ausdruck zu geben. Fräulein Rudloff, die seinen Gedankengang erraten haben mochte, lächelte ein wenig.“

„Fräulein Bredow erzählte mir, daß man überall die Kenntnis der Stenographie und die Beherrschung der Schreibmaschine zur Voraussetzung für ein Engagement gemacht habe, und ich fürchte, daß es ihr ohne solche Kenntnisse nicht gelingen wird, eine genügend einträgliche Stellung zu erhalten. Es wird ihr also wohl nichts anderes übrig bleiben, als einen Kursus in der Stenographie und in den anderen für eine Bureautätigkeit in Betracht kommenden Fächern zu nehmen.“

Diethelm sah Martha erwartungsvoll an. Es schien ihm undenkbar, daß sie wirklich Lust haben sollte, sich noch einmal auf die Schulbank zu setzen. Aber er hatte sich getäuscht, denn mit einer allerliebsten, kindlich bittenden Gebärde

erhob sie die Hände. — „Ach, wenn Sie mir dazu verhelfen könnten, liebes, liebes Fräulein Rudloff — ich wüßte nicht, was ich aus lauter Dankbarkeit für Sie tun würde.“

Diethelm hätte am liebsten die reizenden, kleinen Hände ergriffen, um sie mit seinen Küssen zu bedecken. War es denn nicht eine Grausamkeit, von diesem süßen Geschöpf zu verlangen, daß es seines Lebens holde Maientage in einem Schulzimmer oder auf dem Kontorfessel vertrauern sollte! Und war es nicht eine erbärmliche Feigheit, sich den altjungerlichen Anschauungen dieses im Kampf ums Dasein hart und verständnislos gewordenen welken Mädchens zu fügen, statt rund heraus zu erklären: „Du brauchst weder Stenographie noch Schreibmaschine, sondern einzig die Kunst zu erlernen, einen Menschen glücklich zu machen. Ich habe genug für uns beide. Wozu also das nutzlose Martyrium, das den Stiefkindern der Natur überlassen bleiben mag!“

Er war wirklich nahe daran, mit etwas Derartigem herauszuplagen. Aber wie er dann Martha ansah, ihr süßes, unschuldiges Gesicht, ihre wie in freudiger Hoffnung leuchtenden Augen, da kam ihm doch eine dunkle Empfindung, daß der von der alten Jungfer vorgeschlagene Weg der rechte sein könnte, und er schwieg.

Fräulein Rudloff, die es nicht liebte, sich lange bei bloßen Worten aufzuhalten, hatte bereits ihre Erkundigungen eingezogen. Und man hatte ihr eine sogenannte Handelsschule für Damen namhaft gemacht, wo gegen ein verhältnismäßig geringes Honorar alles gelehrt wurde, das billigerweise von einer Anfängerin im Kontorfach verlangt werden konnte. Und sie erklärte sich bereit, Martha die Kosten dieser Ausbildung vorzustrecken, natürlich unter der Bedingung ratenweiser Rückzahlung, sobald ihre Einkünfte sie dazu in den Stand setzen würden. Der Jubel, den dies Versprechen bei dem jungen Mädchen hervorrief, machte Diethelm geradezu eifersüchtig auf seine grauhaarige Freundin. Wie gerne würde er hundertmal größere Opfer gebracht haben, wenn ihm dafür nur eine einzige der zärtlichen Liebesungen zuteil geworden wäre, mit denen Martha das alte Fräulein trotz ihres lachenden Widerstrebens überschüttete!

Blötzlich, wie in überströmender Herzensfreude, sprang sie auf und lief an das Klavier.

„Jetzt muß ich etwas singen — ich kann nicht anders. Wer es nicht hören mag, darf sich die Ohren zuhalten.“

Mit dem Fuße zog sie sich den Klavierstuhl heran und ließ sich so leicht und anmutig darauf nieder wie ein Schmetterling auf eine Blüte. Dann griff sie in die Tasten, und mit einer hellen, zwitternden Stimme, wie Rudolf Diethelm sie noch in keinem Konzertsaal bestrickender gehört zu haben meinte, sang sie:

Sie war wie ein Püppchen,
So schmucl und so klein.
Sie saß mir im Schummer
So traut auf dem Wein.
Sie hielt meine Hand
Und ich küßt' ihr Gesicht,
Erzähl' ihr wie immer
Die alte Geschichte:

„War mal ein Prinzeßchen,
Die saß in dem Baur,
Hatt' Haare wie Gold,
Saß stets auf der Baur.
Da kam mal ein Prinz,
Mit dem ward sie getraut.
Und er war der König,
Und sie war die Braut.“

Dem jungen Schriftsteller war das Blut ins Gesicht gestiegen. Seine Augen ruhten auf der Sängerin mit einem Blick, als wollten sie ihre Lieblichkeit in sich hineinsaugen wie etwas Kostliches, das man bis zur letzten Lebensstunde im Gedächtnis

bewahren möchte. Fräulein Rudloffs Haltung aber war mit jeder Sekunde steifer und ihr Gesicht war immer herber und undurchdringender geworden. Es war ihr anzusehen, daß sie Martha am liebsten geboten hätte zu schweigen. Die aber hatte von dem Entzücken, das sie hervorgerufen, augenscheinlich ebenso wenig eine Ahnung, als von den gegenteiligen Empfindungen in Fräulein Rudloffs Seele, denn nach einem kleinen Zwischenspiel, das dunkle Köpfchen ein wenig auf die Seite legend, und mit einem leichten, graziösen Wiegen des geschmeidigen Oberkörpers, fuhr sie fort:

„Nun ist sie gewachsen,
Nun ist sie so groß,
Sie sitzt mir im Schummer
Noch still auf dem Schoß.
Sie hält meine Hand
Und ich küßt' ihr Gesicht,
Erzähl' ihr noch immer
Die alte Geschichte:“

„War mal ein Prinzeßchen,
Die saß bei 'nem Baur,
Hatt' Haare wie Gold,
Saß stets auf der Baur.
Da kam mal ein Prinz,
Mit dem ward sie getraut —
Und ich bin der König
Und Du bist die Braut.“

„Und Du bist die Braut!“ wiederholte sie voll hingebender Innigkeit und wie in jauchzender Glückseligkeit.

Rudolf Diethelm war aufgesprungen. Er befand sich wie in einem Rausch. Das ganze Zimmer war ihm von einem Glanz und einer Seligkeit erfüllt, als hätte man tausend Lichter angezündet, und doch sah er in diesem Meer von Licht nichts als sie — nur sie. Er wollte auf sie zu, wollte ihr etwas Heißes, aus dem innersten Herzen Quellendes sagen, da aber ertönte schon Fräulein Rudloffs Stimme, die ihm niemals schärfer und mißlauniger vorgekommen war, als in diesem Augenblick: „Genug, mein Kind, es war ja sehr nett, aber meine Pensionäre könnten sich beklagen.“

Rudolf Diethelms Rausch war verflogen — soweit wenigstens, daß er die volle Herrschaft über sich selbst wieder gewonnen hatte. Aber er hatte das fühllose, alte Mädchen, weil es ihn ernüchtert und in die Wirklichkeit — in die trockene, nüchterne Wirklichkeit dieses hausbadenen Pensionszimmers zurückgerufen hatte.

Und er brachte jetzt kein Wort der Anerkennung mehr über die Lippen. Alles, was er Martha über ihren Gesang hätte sagen können, ohne seine Empfindungen vor Fräulein Rudloffs lauschenden Ohren preiszugeben, schien ihm so jämmerlich schal und töricht, daß er es vorzog, zu schweigen. Offenbar war sie ein wenig enttäuscht, denn sie hatte doch wohl gehofft, ihren Zuhörern eine Freude zu bereiten, aber die Verstimmung, die sich für einen Moment in dem leichten Aufwerfen der rosigen Oberlippe kundgegeben hatte, ging schnell vorüber. In derselben Minute war sie an Fräulein Rudloffs Seite und legte schmeichelnd den Arm um ihre spitze Schulter.

„Seien Sie mir nicht böse, wenn ich Ihnen vielleicht gar Ungelegenheiten gemacht habe. Wenn es so über mich kommt, dann kann ich nicht anders, ich muß irgend was herausknettern, und am liebsten möchte ich tanzen, wie ich es als kleines Mädchen immer getan habe, wenn ich vergnügt und manchmal auch, wenn ich recht traurig war. Denn es gibt nichts Besseres, mich wieder in eine gute Stimmung zu bringen.“

„Mit dem Mittel werden Sie's als gekette junge Dame nicht allzu oft mehr versuchen dürfen. Einer Buchhalterin oder Stenographin möchte das doch nicht sonderlich gut anstehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Zum Totenfest.

Trocknet der Tränen salzige Flut
Löst Euch aus Trauerschleiern.
Gönnet die weiche, sanftselige Hut
Denen, die schlafend feiern!

Denen der Blüten duftendes Wehn —
Grünenden Efeus Grügen —
Links und rechts nun zur Seite stehn,
Zu Häupten und zu Füßen!

Denen, die treu zu Ende gebracht
Arbeit, vom Herrgott gegeben . . .
Denen nun endlich, nach langer Nacht,
Wurde das ewige Leben!

Warum sind Eure Augen so trüb?
Habt Ihr sie wirklich begraben . . .
All' ihre Sorge und all' ihre Lieb',
All' ihres Herzens Gaben?

Blieb Euch nichts als die Wehmut zurück,
Und ein Hügel im Sande?
Ruht Eur ganzes, heißes Glück,
Drauß' jekt im Totenlande?

Ist der Platz und die Ecke leer,
Wo sie bei Euch geseßen . . .
Ist denn alles, so groß und hehr,
Was sie Euch taten . . . vergessen?

Nein, was draußen modert und liegt,
Ist nur vom Kerne die Hülle,
Die zum Staube zurücke fliegt!
Nimmer ihr Herz und ihr Wille!

Glaubt mir's, das lebt ja und ist mit Euch,
Spendet Euch weiter sein Leben;
Macht Euch selig und schüttet so reich,
Wächst und ist ewig im Geben!

Trocknet der Tränen salzige Flut . . .
Wehrt drum des Herzens Beben.
Wertlos ist, was im Grabe ruht,
Liebe hat ewiges Leben!!

K. K.

Totenklänge vom Schlachtfelde.

Von Paul Pasig.

(Nachdruck verboten.)

Ernster und feierlicher als sonst erklingen heute die Glocken. Totenklänge sind's, die dumpf und schwer herniederhallen. Ist doch jener Tag gekommen, von dem ein Dichter singt:

„Den Toten, den Toten
Gehört der Tag,
Die Erinnerung heut',
Jeder Herzensschlag,
Jede Träne, die im Auge brennt,
Jeder Name, den man weinend nennt,
Den Toten, den Toten“ . . .

Wo aber hat der Tod eine reichere, schmerzvollere Ernte in diesem Jahre gehalten, als draußen auf den weiten, blutgedüngten Schlachtfeldern? Stolz erhobenen Hauptes, die Brust von frohen Hoffnungen auf den Sieg unserer gerechten Sache geschwellt, so zogen unter den schmetternden Klängen vaterländischer Lieder Deutschlands kampfesfreudige Söhne hinaus in Feindesland, und immer neue Scharen folgten ihnen, hoffnungsfroh, siegesgewiß, in den männermordenden Kampf, des teuren Vaterlandes Schmach zu rächen und für dessen Ehre und Bestand mit dem letzten Blutstropfen einzustehen — und heute ruhen Tausende draußen in fremder Erde und einige wenige wohl auch in unserer Mitte, kalt, stumm, tot, hinweggerafft in der Blüte ihrer Jahre von der unbarmherzigen Kugel oder von tödlicher Krankheit. . . . Ihre stolze Hoffnungen blieben ihnen unerfüllt, und uns, die wir schmerz erfüllt über den herben Verlust klagen, ist auch der letzte Rest trauernder Liebe vielfach versagt: an der Stätte, wo die teuren Toten zum letzten Schlummer gebettet wurden, einen Kranz treuen Gedankens niederzulegen. . . . Wehmutsvoll erklingt's in der entlaubten Bäume Wipfeln, und die ergreifende Trauermelodie vom Vergehen und Sterben, die am Totengedenktage durch die herbstlichen Lüfte rauscht, doppelt ergreifend erklingt sie über den Schlachtfeldern. Welche Bilder und Szenen erstehen da vor unserem geistigen Auge! Ein Dichter malt sie in erschütternder Deutlichkeit:

„Beglückter Jüngling, den gradaus ins Herze
Die Todeskugel traf!
Er liegt so schön, als wüß' er nichts vom Schmerze
Und lächelt wie im Schlaf.
Doch jener mit verzweifelter Gebärde
Kam lang' im Todeskampf
Und grub die blut'gen Nägel in die Erde
Im letzten Schmerzenskampf.
O rührend Bild! Sein Psalmbuch aufgeblättert,
— Hell blinkt's im Morgenschein —
Schließ dort ein Mann, von Mord und Tod umwehert,
Im Frieden Gottes ein.
Indes sein Nachbar, trozig im Erblassen,
Mit eiserner Hand,
Kampfhast, als wollt' er's auch im Grab nicht lassen,
Sein treu Gewehr umspannt“ . . .

So gingen sie dahin, unsere Helden, für das Vaterland in den heiligen Schlachtentod. Sie haben ausgerungen, wie viele andere Tausende, die die kühle Erde deckt und an deren Hügel trauernde Liebe weint. Aber eins haben sie vor allen anderen Toten voraus, unsere tapferen Helden: sie haben für das Höchste, das Edelste geblutet, ihr Leben geopfert. Kann es einen schöneren Tod geben als den geheiligten Schlachtentod? Als jene wackern 300 Spartaner mit ihrem tapferen Anführer Leonidas an der Spitze dort im Engpasse der Thermopylen gegen die andringende persische Uebermacht den Heldentod gestorben waren, da setzte ihnen das dankbare Vaterland einen Denkstein mit der vorbildlichen Inschrift:

„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl.“

Gilt das nicht auch von unseren Helden? Sind nicht auch sie gefallen, unbekümmert um persönliche Rücksichten, in treuester Pflichterfüllung? Darum zollt ihnen das Vaterland lauten, innigen Dank:

„Brave Sieger! Deutschlands Ehre!
Deutscher Mütter Stolz und Lust,
Die ihr auf dem Feld der Ehre
Hauchtet aus die treue Brust!
Mit der Liebe heißem Sehnen,
Mit der Trauer blut'gen Tränen,
Senden wir der fernem Gruft
Eures Ruhms Weihrauchduft.“

Wohl rinnen heiße Tränen, ja, vielleicht heißere als sonst, um diese teuren Toten. Und wenn je Tränen trauernder Liebe berechtigt waren, so sind es die um unsere gefallenen Heldenjöhne. Darum darf Trägers Wort auch am heutigen Tage noch seine Berechtigung haben:

„Weint jammernd nur, ihr Mütter und ihr Bräute,
Ihr alle, die das Liebste hingegeben!
Kein Jubel störe eure Tränen heute,
An solchem Tage schweigt das laute Leben.
Wie sind sie glücklich, die voll stillem Frieden
Den letzten Kranz um teure Gräber winden,
Am schwarzen Kreuz mit denen, die geschieden.
Vereinigt sich in heil'ger Wehmut finden —
Ach, lieb' auch die Sehnsucht ihre Flügel,
Ihr sündet nicht den unbekannten Hügel.“

Aber die Träne fließt milder, der Schmerz wird verklärt zu heiliger Wehmut, wenn wir dessen eingedenk bleiben, daß auch unsere toten Helden draußen nimmer von uns geschieden sind. Dem Vaterlande, für das sie ihr warmes Herzblut dahingaben, und uns, die wir in ihnen unser Liebstes opfernd dahingaben, sind sie nimmer gestorben:

„Nimmer wird so teure Saat | Werden neu sie auferstehn,
In der Zeiten Sturm verwehn, | Und an ihren Leichensteinen
Und mit jeder großen Tat | Wird der Dank der Enkel weinen.“

Und dereinst gibt's auch für uns ein Wiedersehn! Dann erklingt's in seligen, himmlischen Akkorden, das Lied von der Liebe, die stärker ist als der Tod, und vom Glauben, der erprobt ward im Feuer der Trübsal, und von der Hoffnung, die nimmer zuschanden werden läßt. Darum:

„So gön' den Staub dem Staub;
Ist doch dem Tod zum Raub
Nicht Deines Sohnes Geist verfallen;
Er schwang auf freier Bahn
Sich dorthin himmelan,
Wo sel'ge Geister grüßend ihn umwallen.
O weine still Dich aus
Und denk' ans Vaterhaus;
Es harret das Kind der Mutter droben
Und wenn Du ausgeweist,
Wirst Du mit ihm vereint
Am Throne Gottes danken einst und loben.“

Ja, ist's nicht, als klinge von dort, wo es kein Leid, kein Geschrei noch Schmerzen gibt, wo der Tod verschlungen ist in den Sieg und das Leben ewig triumphiert, als klinge von dort herüber das Sieges- und Triumphlied unserer verklärten Helden, ein „Lied im höheren Chöre“, freilich nur dem ergebnisvollen, festssten Glauben vernehmbar:

„Vaterland, Du bist gerettet, | Richter in dem Weltgerichte
Und wir ruhen weich gebettet | Waren wir, ein Stück Geschichte
In des ew'gen Friedens Schoß. | Schrieben wir für's Vaterland;
Jauchzend lehren unsre Brüder | Was die Eisengriffs scharben,
In den Arm der Liebe wieder, | Ist für alle Zeit geblieben,
Uns doch traf das schön're Los. | Das tilgt keine Feindeshand“ . . .

Und das ist's, was auch mit dem herbsten Schicksale verjöhnen muß. Das Vaterland wird der Tapferen nie vergessen und in den Hinterbliebenen sie ehren und ihnen dafür danken, daß sie für dessen Ehre und Gedeihen auf dem Schlachtfelde geblutet und ihr Leben geopfert haben. . . . Leise flüstert's in der herbstlichen Bäume Wipfeln; aber die Trauermelodie, die wir sonst in dieser Jahreszeit und am Totengedenktage vor allem zu vernehmen gewohnt sind, hat sie heute nicht einen gar hoffnungsfrohen, tröstlichen Klang? Wie Siegesfanfaren erklingt's dazwischen, wie triumphierender Scharen Halleluja am Throne dessen, der die Weltgeschichte lenkt und der jedes einzelne Schicksal in seiner Allmachtshand hält. Er allein hat entschieden! Und was er tut, ist wohlgetan! Ihm sei Preis und Ehre! . . .

„Rührt die Trommeln ernst und dumpf,
Senkt die Fahnen feierlich!
Jedem Heil, der im Triumph
Für das Vaterland verblüht!
In der fremden Erde Schoß
Ruht er nimmer heimatlos,
Der die Heimat ungeressen
Sich in unsern Herzen schuf:
Eine Träne den Hyppressen,
Doch den Lorbeern Jubelruf!“



Die jungen Regimenter gehen bei Ypern mit dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles“ todesmutig gegen den Feind. Nach einem Gemälde von Grottemeyer.

des
 von G
 rats. V
 nördlic
 Di
 Serben
 Mann
 (W. T. 2
 S. 6
 D
 ..
 - G
 D
 Chant
 Lüneb
 G
 von J
 sen. S
 B
 unten
 beider
 über 2
 geweh
 J
 und 8
 Der
 n
 B
 wurde
 Schlage
 T
 22pt v
 lich an
 lig be
 herdo
 in so
 Mont
 Marti
 tiener
 ist na
 von u
 der S
 ober
 bedach
 bignat

Dr. Martwin schwieg eine Weile.

„Sprechen wir zunächst von Mister Brown oder von den amerikanischen Millionären im allgemeinen. Ich sage Dir, Otto, die Leute sind auch nicht auf Rosen gebettet, und namentlich nicht, wenn sie Töchter haben. Ich bitte Dich, wen soll denn solch Mädel heiraten. Anständige, ehrliche und tüchtige Kerls mit geringem Vermögen pflegen ähnliche Bedenken zu haben wie Du und halten sich fern. Was bleibt also übrig? Vielleicht einige wenige Söhne aus ähnlich reichen Häusern. Aber die Auswahl ist sehr gering. Denn auch die Söhne von Millionären suchen sich, so lange sie jung und lebensfroh sind, ihre Frauen gern aus weniger bemittelten Kreisen, wenn sie nur hübsche, gesunde und gut erzogene Mädchen finden. Die Familiengeschichten der Geldfürsten sind voll von solchen Beispielen. Man braucht nicht so weit zu gehen, wie Edison, der sich seine Frau direkt aus dem Fabriksaal holte. Aber der mittlere Bürgerstand hat seine Töchter massenhaft in diese Familien gegeben. . . .“

„Kehren wir aber zum springenden Punkt zurück. Was bleibt für diese reichen Erbsinnen übrig. Verfrachte Aristokraten, für die sich in Europa höchstens noch der Staatsanwalt oder der Vormundschaftsrichter interessiert. Beispiele gibt es in Menge und meistens haben diese unnatürlichen Verbindungen ein trostloses Ende genommen. . . . Oder aber . . . schließlich nur die natürliche Reaktion auf diese Unnatur. . . . der Chauffeur, der ganz und gar nichts als seine Gesundheit mitbringt, und schließlich doch als Schwiegersohn akzeptiert werden muß.“

Dr. Rosen war entrüstet aufgesprungen.

„Ich bitte Dich, laß diese ganz unpassenden Ausführungen. Das ist doch unerhört. . . .“

„Bitte, erzeuge Dich nicht unnötig, mein Lieber. Ich rede ganz allgemein von amerikanischen Millionären und will Dir nur beweisen, daß auch die Schwierigkeiten haben, ihre Töchter gut und glücklich zu verheiraten.“

„Aber das ist doch widersinnig,“ rief der Arzt. „Das sind Theorien ohne praktischen Boden. Grundlose Behauptungen.“

„Der Grund ist furchtbar einfach zu finden, Otto. Gerade die anständigen und ehrlichen Männer, die solch ein Mädel wirklich lieben, die pflegen sich in fruchtlosen Grübeleien zu erschöpfen. Etwa so: Ich liebe sie zwar, aber sie hat sehr viel Geld und wird immer denken, sie wird ums Geld geheiratet. Ich würde sie also heiraten, wenn sie arm wäre, aber da sie reich ist, muß ich mich ihr fernhalten. Siehst Du, Otto, das ist der Grund und Du bist gerade im Begriff, die Dummheit mitzumachen. . . .“

„Du bist ein guter Anwalt, Heinrich. Wenn man Dich so reden hört, klingt es beinahe überzeugend. Aber stellen wir die Frage anders. . . . Glaubst Du, daß ein Mann, der aus bescheidenen, sagen wir aus guten Mittelstandsverhältnissen kommt, auf die Dauer mit einem Mädchen glücklich werden kann, welches das hundertfache Vermögen und vielleicht die tausendfachen Ansprüche mitbringt. Glaubst Du, daß es möglich ist, auf eine ehrenwerte selbständige Existenz zugunsten eines Parasitendaseins zu verzichten. . . .“

Dr. Marwin lächelte spöttisch.

„Du kennst doch das alte Sprichwort, Otto: Reichtum schändet nicht und Arbeit allein macht auch nicht glücklich.“

„Du willst die Dinge ins Lächerliche ziehen. Aber ich weiß, was ich will. Für mich ist das nichts, mich in Verhältnisse zu setzen, in denen ich. . . Ihr könnt alle sagen, was Ihr wollt, . . . aus der Tasche meiner Frau lebe. Und deshalb. . . es ist vielleicht ganz gut, daß wir die Dinge einmal besprechen. . . . werde ich, so schwer es mir wird, das Feuer meiden, bevor ich mich daran verbrenne. Mein Leben liegt noch vor mir und was andere vielleicht für ein Glück halten, erscheint mir als große Gefahr.“

„. . . Und deshalb läßt Du ein Mädel schießen, daß geradezu für Dich geschaffen ist. Tue, was Du willst!“

„Das werde ich auch, Heinrich! Die Browns werden jedenfalls so lange hier bleiben, bis der Sohn aus dem Gips heraus kann. Also werde ich den Platz räumen. Sobald Professor Weiland zurückkommt, hoffentlich schon übermorgen — nehme ich auf drei Wochen Urlaub und besuche meine Eltern.“

Dr. Marwin drehte sich eine neue Zigarette und gab sich dieser Beschäftigung mit ungeteilter Aufmerksamkeit hin. Erst

als diese Arbeit zu seiner Zufriedenheit vollendet war, nahm er die Unterhaltung wieder auf.

„Du mußt natürlich tun, was Du für gut hältst. In der einen Beziehung stimme ich Dir unbedingt bei. Wenn Du nicht die Absicht hast, der Dame irgendwie näher zu kommen, ist es selbstverständlich das richtige, wenn Du möglichst schnell und schmerzlos die Beziehungen abbrichst.“

Dr. Rosen erhob sich, um seinen Freund zu verlassen. „Du hast recht. Je schneller ich abreise, desto besser ist es für alle Teile.“

Aber als er dann mit diesem Entschluß seiner Wohnung zuschritt, war ihm doppelt schwer ums Herz und die Gründe seines Freundes, die er vorher so eifrig bekämpft hatte, schienen ihm nun auf einmal durchaus stichhaltig und immer wieder warf er die Frage auf, ob er vielleicht nicht doch im Begriff sei, törichterweise und unnötig auf sein Glück zu verzichten.

Im Studierzimmer von Walter Rosen war die schwere alte Krone angezündet worden. Sechs große Petroleummargandbrenner warfen ihr Licht in den Raum und das Zimmer, am Tage mittelalterlich düster, machte bei dieser künstlichen Beleuchtung einen freundlichen und anheimelnden Eindruck. Hierhin hatte sich Walter Rosen nach dem Abendtisch mit seinem Bruder zurückgezogen. Schon während der Mahlzeit war es dem Jüngeren aufgefallen, daß sein Bruder ein verändertes Wesen zur Schau trug. Eine gewisse erwartungsvolle Spannung lag auf dessen Zügen, eine schwer bemeisterete Ungebuld.

Auch William Rose war von dieser Stimmung angesteckt worden und willig folgte er der Einladung seines Bruders, mit ihm in das Studierzimmer zu gehen.

„Sallo boss! Schieß los,“ rief er, sobald er dort Platz genommen hatte. „Du siehst aus, als ob Du einen guten Job gemacht hättest. Aber vorerst möchte ich mir mit Deiner gültigen Erlaubnis eine Pfeife anstecken. Ich denke, es wird den Altentümern hier nichts schaden.“

Gemächlich stopfte William Rose dabei seine kurze Schagpfeife und ließ seine Blicke durch den Raum schweifen.

„Eine famose alte Krone das da oben. Aber wer sie auf Petroleum umgebaut hat, ist mein Freund nicht. Als Kerzenkrone hätte sie guten Wert auf dem amerikanischen Markt.“

„Daß das, William, ich hoffe, ich habe etwas Besseres,“ unterbrach ihn sein Bruder. „Sieh mal her.“

Mit diesen Worten stellte er eine kleine einfache Holztruhe aus dunklem Eichenholz auf den Tisch und öffnete sie.

„Oho! Das wird wohl interessant,“ rief William, während er dichte Dampfswolken ausstieß.

„Vielleicht, Wilhelm,“ erwiderte Walter, während er eine uralte vergilbte Chronik aus der Truhe zog.

„Ich will Dir sagen, was ich weiß. . . .“

„Und ich will Dir sagen, was es wert ist.“

„Dies alte Schloß,“ begann Walter Rosen seine Erklärung, „wurde im Jahre 1516 von dem Wildgrafen Reinhard von Heflingen erbaut. Dessen Kaplan und Geheimschreiber war ein gewisser Erasmus Ripstus, der von 1530 an hier gehaust hat. Er hat hier die Verwaltung geführt, während sein Herr, der Wildgraf, in den Wirrnissen der Bauernkriege und der Reformation im Reich umherzog. . . .“

William Rose klopfte die Asche aus der ausgebrannten Pfeife und begann sie neu zu stopfen.

„Ein historischer Anfang. Goffen wir, daß der Schluß praktisch ist,“ brummte er dabei. Walter Rosen fuhr fort: „Dieser Erasmus Ripstus hat seine Mußestunden dazu benutzt, eine kurze Chronik von Schloß Kranichstein zu schreiben. Sie ist in einem greulichen Latein abgefaßt und an sich herzlich uninteressant. Aber sie gibt unter anderem ein Verzeichnis der damals im Schlosse vorhanden gewesenen Kunstgegenstände und Kostbarkeiten.“

Während dieser Erklärung hatte Walter Rosen ein altes vergilbtes Manuskript vor sich auf den Tisch gelegt und aufgeschlagen.

„Ich habe die betreffende Stelle für Dich ausgeschrieben und überseht. Der Text lautet in modernem Deutsch: „Das wunderbarste aber auf Schloß Kranichstein, wertvoller als alle bis jetzt genannten Schmuckstücke, ist eine Malerei des weitberühmten welschen Malers, des Meisters Leonardo aus Flo-“

rentia in Italien. Sie nennen ihn auch den von Vinci nach der Stätte seiner Geburt.

Seine Malerei stellt dar die gnadenreiche Jungfrau, die Mutter des Erlösers, geschmückt mit einem Colliarium von Margariten. Unser Herr, der durchlauchtigste Wildgraf, hat die Schilderei mitgebracht, als er im Jahre des Herrn 1514 in Welschland reiste."

Walter Rosen blickte von seiner Lektüre auf.

"Was sagst Du dazu, Wilhelm. Ist das nicht ein wertvoller Fund?"

William Rose rauchte angestrengt, so daß sich dicke Rauchwolken um ihn aufbauten.

"Well . . . hm! es ist etwas, aber nicht viel."

"Aber ich bitte Dich, ein echter Leonardo da Vinci . . ."
"Ist einmal hier gewesen," vervollständigte sein Bruder den Satz. "Daß er noch da ist, ist zunächst wenig wahrscheinlich." Und wieder versank William Rose in tiefes Grübeln, während sich die Rauchmauer immer dichter um ihn aufbaute.

"Ein Colliarium mit Margariten. Was kann das sein?"
"Nach meiner Auffassung, Wilhelm, nur ein Perlenhalsband. Ich glaube nicht, daß der Schreiber das Wort Margerita im Sinne der bekannten Blumen gebraucht hat. Und das verderbte mittelalterliche Wort colliarium kann kaum etwas anderes als ein Halsband bedeuten."

"Also eine Madonna mit einem Perlenhalsband . . ."

Wiederum schweig William Rose geraume Zeit.

"Ein Umstand ist uns jedenfalls günstig," rief er dann aus. "Ein solches Bild ist in der ganzen Welt nicht bekannt und daher bis jetzt sicher noch nicht aufgefunden. Jrgendwo muß es noch im Verborgenen stecken, und in jedem Falle wollen wir hier ernsthaft suchen. Ob es allerdings wirklich noch im Schlosse ist, das ist zum mindesten zweifelhaft."

Der Unterschied im Benehmen der beiden Brüder war typisch. Walter Rosen war felsenfest davon überzeugt, daß ein gütiges Schicksal ihm hier einen sicheren Millionengewinn in den Schoß geworfen habe. William Rose dagegen urteilte jetzt kritisch und beinahe pessimistisch.

Es war der Unterschied zwischen einem ferngesunden und Harbblidenden Menschen und einem Neurastheniker wie er im Bunde steht. Von William Rose stammte überhaupt erst die Anregung, nach etwas zu suchen, und zögernd hatte Walter sie aufgenommen. Jetzt aber beim ersten Schimmer einer entfernten Möglichkeit hielt Walter Rosen sich sofort für einen gemachten Mann, während William Rose bereits kühl und kritisch die gewaltigen Schwierigkeiten erwog, die sich dabei noch in jedem Falle einstellen mußten.

"Onkel William, wo um alle Welt steckst Du denn da eigentlich," rief Eva Rosen.

"Ich stecke . . . ich stecke wirklich . . . god bless me hier zwischen dem vermaledeiten Schornstein und dem Dachbalken so fest, als hätte mich der carpenter hier angefixt," erwiderte eine Stimme aus dem Halbdunkel des mächtigen alten Dachstuhles von Schloß Kranichstein.

Die Stimme gehörte zweifellos William Rose an. Aber in der Figur, die sich da stöhnend und schnaubend aus einem Gewirr von Dachsparren hinter einem mächtigen Schornstein hervorarbeitete, hätte niemand den eleganten Newporter Kaufmann, den Reisebegleiter von J. E. Brown, wiedererkannt. Sein sonst so tadellos gezogener Scheitel hatte sich in einen ganzen Strahlenkranz von wildemporstehenden Strähnen und Locken verwandelt. Haar, Gesicht und Anzug waren dicht bestaubt, und als William Rose jetzt mit einem kunstgerechten Sprung wieder neben Eva Rosen landete, da hing ihm sogar noch ein langes verstaubtes Spinnwebgewebe an der Nase.

"Uah," seufzte er und wischte sich den größten Staub mit dem Taschentuch fort. "Hier ist seit wenigstens vierhundert Jahren kein Staub gewischt worden."

Eva Rosen betrachtete ihren jugendlichen betriebsamen Onkel mit offensichtlichem Vergnügen.

"Aber gewiß nicht, Onkel, ich bitte Dich, wer sollte denn hier auch Staub wischen. Aber weshalb müßtest Du denn hinter den alten Schornstein kriechen. Der Raum ist ja so eng, daß ein normaler Mensch überhaupt nicht durchkommt. Du mußt Dich unmenschlich dünn gemacht haben, um da wieder rauszukommen."

William Rose holte sich allmählich wieder von der Anstrengung.

"Ein schönes Weihnachtsvergnügen," meinte er. "Aber das ist ganz egal. Sinein muß ich trotzdem noch einmal in den Winkel. Es ist die nichtsnutzigste Stelle in diesem alten vermaledeiten Eulenneft. Aber hinein muß ich trotzdem, und zwar diesmal mit meiner elektrischen Taschenlampe."

Und der Amerikaner nahm die kleine Laterne aus seinem Rock, den er beiseite gelegt hatte und machte sich bestaubt und in Hemdsärmeln wieder auf die Klettertour.

"Du sparst die Alpenreise und solltest uns für die gebotene Gelegenheit dankbar sein," rief Eva Rosen mit unterdrücktem Lachen. "Die Alpinisten nennen so etwas wohl einen Kamin."

In der Tat war dieser Vergleich der jungen Dame nicht unberechtigt. Die Situation war hier die folgende. Es erhob sich durch den Dachboden hindurch ein mächtiger Schornstein, der wohl zahlreiche Rauchröhren enthielt. Er stand so in der Ecke des Dachhauses, daß das Dach mit seinen Sparren und Ziegeln an zwei Seiten bis auf etwa vierzig Zentimeter herankam. Dicht unter dem Dach verjüngte sich der Schornstein mit einem Absatz auf die sehr viel schmalere und zierliche Form, in welcher er dann das Dach ins Freie durchbrach.

Jetzt war William Rose wieder an der alten Stelle. Er hatte Posto auf dem Kaminabsatz gefaßt, drückte den Rücken dicht gegen die Dachfläche und wandte das Gesicht gegen den Kamin. Vorsichtig brachte er die Hand mit der elektrischen Taschenlampe bis zur Gesichtshöhe und ließ das Licht aufblitzen.

Beinahe wäre er ins Wanken geraten und sofort in einem unfreiwilligen Abstieg durch die staubige Schlucht nach unten gerutscht. Da starrten ihn aus allernächster Nähe zwei große Augen aus einem gelben verstaubten Gesicht an. Was er vorhin nur im dunklen zu fühlen glaubte, das bewahrheitete sich jetzt beim Schein der Laterne. Hier oben stand dicht gegen die Kaminwand gelehnt ein altes Bild. Ohne Rahmen, die Leinwand nur auf den einfachen viereckigen Spannrahmen gezogen und mit dem Staub von Jahrhunderten bedeckt.

"Hallo! old boy!" rief der Amerikaner unwillkürlich beim Anblick dieses Bildes.

"Hallo! Onkel William!" erschallte von unten her Evas Stimme. "Mit wem unterhältst Du Dich denn da oben? Hast Du da etwa Gesellschaft gefunden?"

"Ich habe . . ." klang die kurze Antwort zurück.

"Wirklich . . .! Die Madonna mit den Perlen, hast Du sie gefunden," rief Eva Rosen in höchster Aufregung, und lief dicht an den Kamin heran.

"Soweit sind wir noch nicht, Eva," erwiderte William Rose von seiner staubigen Höhe herunter. "Aber wir haben immerhin ein Bild und das ist schon was. Ein Bild, wie es scheint ein alter Schwede, wie er lebt und lebt. Wo eins ist, können vielleicht auch mehrere sein."

Dann sah Eva Rosen, wie ihr Onkel aus der Spalte zwischen Dach und Kamin hervorkam und ein unendlich staubiges Bild vor sich hielt. Er legte sich wagerecht auf den Kaminabsatz und ließ das Bild so weit wie möglich nach unten hängen. Eva Rosen stellte sich auf die Fußspitzen und konnte gerade mit Mühe die unteren Ranten erfassen.

"Vorsichtig, Eva, vorsichtig!" rief William, während er mit sorgenvollen Blicken dem Bilde nachsah. "Um Himmelswillen vorsichtig! Solche alten Bilder muß man anwachen wie die rohen Eier. Sie sind empfindlich. Die Leinwand ist brüchig. Einmal unvorsichtig aufgesetzt und das Bild ist ruiniert."

Und dann begann William Rose zum zweiten Male seinen unbequemen Abstieg, während Eva Rosen das gefundene Bild mit spitzen Fingern gegen die Kaminwand lehnte und weit von sich abhielt, um sich nicht auch zu bestauben.

"Schrecklich, Onkel William, fürchterlich," rief sie dabei. "Ich werde sofort einen Staublappen holen."

"Um Himmelswillen nicht! Unter keinen Umständen," klang die dumpfe Stimme Williams hinter dem Kamin hervor, wo er, immer noch mit dem Abstieg beschäftigt, einen peinvollen Kampf mit kantigen Dachlatten und vorstehenden Nägeln führte. "Du hast ja keine Ahnung, wie man solch ein altes Bild behandeln muß. Ein einziger Strich mit einem Staublappen darüber und es ist vielleicht ruiniert für alle Zeiten."

Und dann kam Onkel William zum zweitenmal wieder zum Vorschein und schüttelte sich stöhnend den Staub ab.

"Habt Ihr was gefunden?" ließ sich in diesem Augenblick die Stimme des Schloßherrn vernehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Welche Hühnersorten sollen wir halten? Die Orpingtons sind zwar als Rauhshühner von der Landwirtschaftskammer anerkannt, aber ich möchte heute doch davor warnen, sie als allzu fleißige Eierleger zu betrachten. Ich habe feststellen müssen, daß der normale Eierertrag bei einer gesunden Orpingtonhenne kaum unter 90 Stück und über 130 zu sein pflegt. Die Hausfrau soll sich also von vornherein darüber klar sein, zu welchen Zwecken sie ihre Hühner hält. Die Orpingtonrasse eignet sich vor allen Dingen zum Kästen. Sie liefert köstlich schwere, zarte Braten und legt hauptsächlich in den Wintermonaten wo die andern Sorten ruhen. Schon aus diesem Grunde darf die kluge Landfrau niemals nur eine Sorte von Hühnern halten. Das leider unmodern gewordene Italienerhuhn, das auch bei guter Körnerpflege mager bleibt, legt sehr fleißig und besonders im Sommer und Frühherbst. Aber, es ist gierig und flügge und kein Jaun ist ihm zu hoch, während die Orpingtonrasse faul ist und daher Zäune und Grenzen respektiert. Eine gutgepflegte Winterbrut aus Eiern der Orpingtonrasse ist bereits nach acht Wochen rund und fett, und gibt zu Weihnachten die herrlichsten Braten. Wer also Orpingtonhühnlein zum Verkauf züchtet, wird stets gute Geschäfte machen. Denn die bekannten teuren „Hamburgerhühnchen“ und die oft in den ersten Restaurants für 2,50–3 Mk. als kaum auf der Platte sichtbare Einzelbraten servierten „Stubenfüßler“, sind allzu junge Orpingtonhühnlein, denen man nicht Zeit ließ, das oft schon nach zehn Wochen festgestellte Gewicht von 800 Gramm zu erreichen.

Ruhlikör. Den bekannten vorzüglichen Ruhlikör stelle man aus sehr weichen, klein geschnittenen Früchten her. Auf ein Pfund zerkleinerte Nüsse werden zwei Liter 90prozentiger reiner Alkohol gegossen und drei Wochen an der Sonne sterilisiert. Danach fülle man die Flüssigkeit in eine andere Flasche von nicht zu dickem Glase und lasse sie wiederum zehn Tage unter Zugabe von 8 Gramm Zimmt, 20 Gewürznelken sterilisieren. Schließlich filtriere man die durchgeseigte Flüssigkeit mit einer schwachen Zuckerslösung; dies soll der Likör für Herren sein, der aus 1 Liter Wasser und 200 Gramm Zucker — ist er für Damen bestimmt, aus 2 Liter Wasser und 500 Gramm Zucker — zu bestehen hat. Nachdem das ganze auf gut geschwefelte Flaschen gefüllt ist, muß er mindestens vier Monate lagern, ehe er getrunken werden kann. Das Alter des Likörs erhöht seinen Wohlgeschmack. Aus den grünen getrockneten und pulverisierten Schalen unreifer Walnüsse erhält man ein gutes Zahnpulver. Zum Auffärben tiefbrauner verblichener Sachen eignet sich die Abkochung von grünen Walnußschalen ausgezeichnet. Man beobachte dabei, daß

1 Pfund Schalen und $\frac{1}{2}$ Liter Wasser mindestens 30 Minuten zu kochen haben. Kann es länger sein, so erhöht es noch die Haltbarkeit der Farbe. Rohe zerkleinerte Walnüsse mit zerschnittenen Äpfeln gelten zur Zeit der Weinlese in allen besseren Wirtschaften von Süddeutschland als besonderer Vederbissen. Das Aufbewahren der Wal- und Haselnüsse geschieht, nachdem sie völlig reif und ausgetrocknet sind, weil sonst der Kern zu sehr zusammenschrumpft, am besten in einem Mullbeutel, den man in der Räucherlammer aufzubewahren hat. Allerdings dürfen die Nüsse bei scharfem Rauch dort nicht hängen. Leisen Rauch vertragen sie gut, ohne daß die Süßigkeit des Kerns dadurch Einbuße erleidet. Ihre Haltbarkeit wird dadurch fast unbegrenzt. Auch zum Auffärben grauen Haars nehmen viel Leute den aus den Schalen gewonnenen Extrakt. Es ist aber zu beachten, daß danach oft das Haar freisig und stumpf wird.

Eine Zugabe an sehr saure Früchte beim Schmoren oder Kochen von Natron spart viel Zucker. Doch muß beachtet werden, daß niemals mehr als eine kleine Messerspitze bei ungefähr 2 Pfund Frucht zugesetzt werde. Sonst verliert der Wohlgeschmack und die Farbe.

Den Rückstand von Kartoffelreibsel gieße man nicht fort. Er hat einen Tag zu stehen, dann werde das schwärzlich gefärbte Wasser davon abgegossen und der feste Satz als gute Kartoffelstärke, entweder zur Dichtung von Saucen oder für Einstärken bunter Wäsche verwendet.

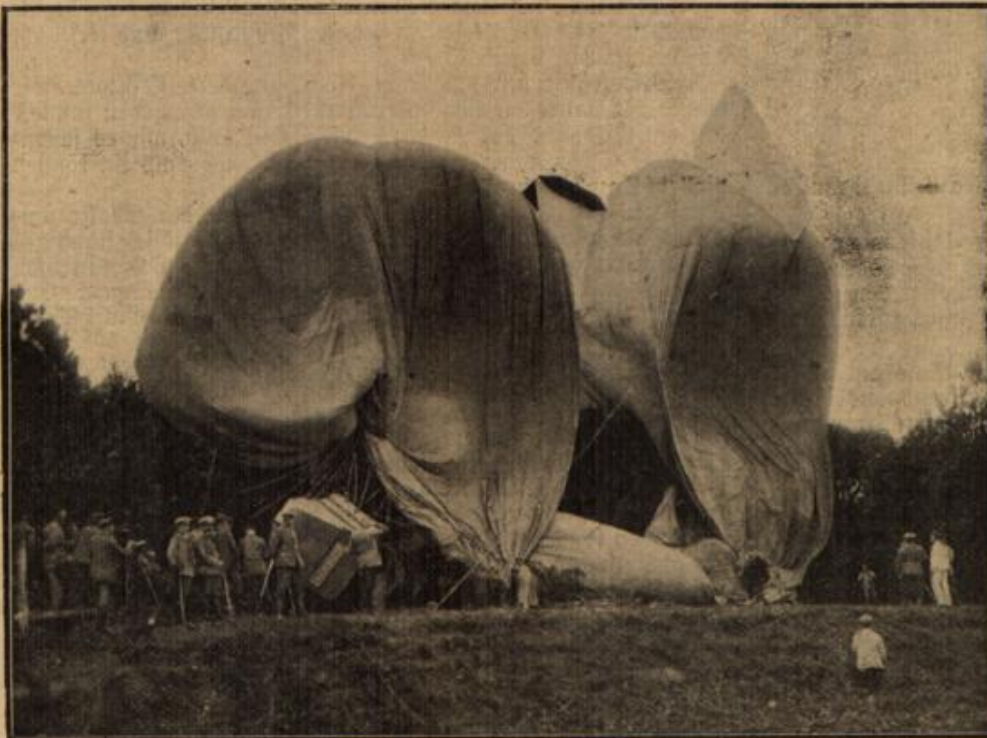
Allen Majonaisenaußen ist, ohne daß der feine Geschmack darum verliert, ein kleiner Löffel bestes Weizenmehl zuzusetzen, um Eier zu ersparen. Sonst sind für $\frac{1}{2}$ Liter Majonaise 6 Eier nötig, bei dem Mehlsatz genügen für dieselbe Menge 3 Eier.

Weißliche Butter, die leicht unappetitlich wirkt, ist durch Zugabe einiger Tropfen Möhrensaft, mit denen sie kräftig durchgukneten ist, schon gelb und appetitlich zu machen.

Schweizerkäse ist mit leichter Salzbede, Rümmeleise in Bierlappen, Harzer unter einer festschließenden Glocke aufzubewahren. Parmesankäse werde in Salz vergraben aufbewahrt. Kräuterläse in festschließendem Stanniolpapier.

Holziger Rettig ist zu reiben und mit etwas Salz und süßer Sahne zu servieren.

Abgeschnittene Petersilie hält sich besser in feuchter Erde als in einem Glas Wasser. Bei letzterer Aufbewahrungsart entsteht leicht ein fauliger Geschmack, selbst wenn die unteren Stüde beim Zerkleinern entfernt werden.



Das von deutschen Truppen in der Nähe von Mettel heruntergeschossene französische Luftschiff „Alsace“.

Die „Alsace“ war eines der neuesten Luftschiffe der französischen Heeresverwaltung und erst während des Krieges fertiggestellt. Es hatte einen Gesamthalt von 23 000 Kubikmetern. Seine Länge betrug 130 Meter, der größte Durchmesser 19 Meter, die Gesamthöhe 23 Meter. Der Antrieb des Luftschiffes wurde durch vier Motoren von je 250 PS. besorgt. Die Besatzung bestand aus acht Mann, die aus dem Luftschiff absprangen und dann gefangen genommen wurden. Das getroffene und führerlose Luftschiff verding sich schließlich in einem kleinen Tannenwald und wurde dort von unseren Feldfrauen erbeutet.

Das Vorderteil wies mehrere Schußstellen auf. Die Gondel war in der Mitte entzweigebrochen und die Rückhälfte der Ballonhülle ragte, noch völlig mit Gas gefüllt, gen Himmel. Das Luftschiff machte mit Vorliebe in der Dunkelheit seine Beunruhigungsfahrten und wurde auch bei Nacht getroffen, was eine im hohen Grade bemerkenswerte Leistung unserer Ballonabwehrartillerie bedeutet. Wie schwer ein solches Gelingen ist, beweisen die vergeblichen Versuche der Engländer bei den Besuchen unserer Zeppeline in England.



General Max von Gallwitz, der Führer unserer Truppen östlich von Belgrad.